

DORTMUND Theater

Das Kettensägenmärchenmassaker

Claudia Bauer & The Ministry of Wolves
«Republik der Wölfe»

Das Blut spritzt in alle Richtungen. Schluchzend hält die junge Frau ihren Fuß der Säge hin, die so gleich ihren Dienst tut, wie man auf der großen Leinwand verfolgen kann. Als nächstes folgt ihre Hand, dann kommt die zweite junge Frau an die Reihe. Und das nur, um diesem durchgeknallten Popstar mit der verfilzten Turmperücke zu gefallen. Diese Splatterszene hat volkstümliche Wurzeln, denn auch die bösen Stiefschwestern im «Aschenputtel» schnitten sich Ferse und Zehen ab, um ihre Prinzessinnenkarriere zu befördern.

Claudia Bauers Märchenadaptionen im Theater Dortmund sind nichts für schwache Nerven. Während die gewaltvollen Aspekte der Grimmschen Märchen bekanntlich im guten Ende kathartisch abgeführt werden, gibt es in diesem musikalischen Höllentrip keine Erlösung. Inspi-



riert ist der Abend von den Märchen-Transformationen der psychotischen amerikanischen Lyrikerin Anne Sexton und ihren wildwuchernden Versen – so jammert die Prinzessin im «Froschkönig», nachdem sie ihre Kugel verloren hat: «Dahin / Mein Mond / Mein Butterkalb / Mein Hinduhase / Meine gelbe Motte / Mein unschuldiger Globus / Mein Madonnenschuß.» Die Geschichten von bösen Stiefmüttern, verschlingenden Wölfen und Nähe fordernden Fröschen zeigen nun mit leichter Fokusverschiebung Misere unserer Zeit: Nach ewiger Jugend lechzende Mütter («Schneewittchen»), missbräuchliche und über-ehrgeizige Väter («Froschkönig» und «Rumpelstilzchen») und zahlreiche, auf junge Mädchen fixierte Triebtäter.

In einem sich überschlagenden Tempo, dem hin und wieder auch leisere Töne oder eine Verschnaufpause gut getan hätten, entführen die kunstvollen, meist verstörend-abstoßenden Bilder in eine triebgesteuerte, böse Traumwelt. Ent-

ziehen kann man sich ihr nicht, dafür sorgt auch die hochkarätig besetzte vierköpfige Live-Band «The Ministry of Wolves». Dröhnend laut treiben Mick Harvey (Nick Cave and the Bad Seeds), Paul Wallfisch (Botanica), Alexander Hacke (Einstürzende Neubauten) und die Multimediakünstlerin Danielle de Picciotto wolfskapuzentragend zwischen Mischpulten und diversen Instrumenten auf einer Bühnenseite ihr Unwesen. Mitunter scheint der Bühnenraum ein wenig zu klein für diese Klangpower von einpeitschenden Songs und experimentellen Klängen. Ihre hyperbolische Geräuschkulisse von Türenquietschen, Herzschlagpochen oder Schritten erzeugt comic-hafte Effekte, die sanften Erzählerstimmen von de Picciotto und Hacke wecken indes Kindheits-sehnsüchte.

Der verschachtelte, zweistöckige Wohnwürfel von Andreas Auerbach beherbergt fast ein Dutzend Räume – wie das triste Interieur einer Eckkneipe, ein neonbeleuchtetes Klo, eine verspiegelte Veranda oder ein muffig-bürgerliches Schlafzimmer – und ermöglicht so das Parallelllaufen der Geschichten. Ein umtriebiger Kameramann versorgt die große Leinwand nonstop mit Live-Bildern aus dem Gruselhaus, die einen in dieses hineinziehen und sich mit dem realen Geschehen verzahnen: Man folgt Schneewittchen durch die Räume (Eva Verena Müller puppenhaft mit Klimperaugen) oder fühlt durch das endlose Close Up des Kopffüßlers Rumpelstilzchen (Uwe Schmieder mit fuchtelnden Puppenhändchen und kreischender Stimme) das Grauen der Königstochter mit. Auch Ekkehard Freye (selbst-zufrieden mit barocker Lockenperücke) schaut riesenhaft von der Leinwand aus zu, wie seine Tochter (die sich vor Ekel windende Friederike Tiefenbacher) vom fetten, fiesen Frosch heim-gesucht und missbraucht wird. Immerhin erstickt sie ihn anschließend.

Überhaupt: So großäugig die Mädchen durch die Welt spazieren, wehrlos und passiv sind sie keinesfalls, selbst Dornröschen (Eva Verena Müller mit gespenstisch über das Gesicht gewachsenen Wimpern) wehrt sich als Kompatientin gegen das erneute Wegdämmern. Zwischendurch ringen die Gebrüder Grimm (Ekkehard Freye und Sebastian Kuschmann im Gehrock), ineinander verhakt wie siamesische Zwillinge, um die pädagogischen Aspekte ihrer Umschriften – wie abgründig sie heutzutage sein können, damit hätten sie wohl nicht gerechnet. **Natalie Bloch**

Auf dem Foto: SEBASTIAN KUSCHMANN, JULIA SCHUBERT, BETTINA LIEDER und PEER OSCAR MUSINOWSKI
www.theaterdo.de



DÜSSELDORF Schauspielhaus

Nachts schlägt die Liebe ein

Iwan Wyrpajew
«Betrunkene» (U)

Nur dort, wo männliche Lebenserwartung wegen exzessiven Alkohol-Konsums laut WHO knapp über 60 Jahre beträgt, kann man wohl auf den mystischen und zugleich fast kalauerhaften Gedanken kommen, ein Betrunkener sei ein geeignetes Gefäß göttlicher Erkenntnis. Der Russe Iwan Wyrpajew, Jahrgang 1974, geboren im sibirischen Irkutsk, operiert seit rund zehn Jahren mit offener Gottsuche am säkularen Herzen der bundesdeutschen Stadttheater und gibt offen zu Protokoll, vom Sufismus, einer Form der islamischen Mystik, beeinflusst zu sein.

Auch in «Betrunkene», einer Auftragsarbeit für das Düsseldorfer Schauspielhaus, treffen in acht skizzenartigen Szenen vierzehn Wohlstands-Verlorene in diversen Stadien der Sinn- und Gottsuche aufeinander. Wobei «Gott» oft das Synonym für «Liebe» scheint. Festivaldirektor Mark hat Lungenkrebs und landet mit der jungen Frau Marta in trauter Säuer-Union auf der Straße. Sie wird sich später, wie vom Blitz getroffen, in den nächtlichen Heimkehrer Gustav verlieben – seine Frau will vor Schreck den Notarzt holen. Vier reiche Jungesellen feiern den Vorabend einer Hochzeit mit der Prostituierten Rosa im vegetarischen Restaurant, verlangen zunächst feist nach Fleisch und sprechen dann doch lieber über das «Geflüster Gottes in ihren Herzen». Auf dem nächtlichen Heimweg verheiratet sich der Bräutigam in spe dann spontan mit einer Passantin. Und zum Schluss wird der Festivaldirektor sein Leid der Prostituierten klagen, um sie anschließend zu vergewaltigen. Danach hält sie ihn für Jesus Christus.

Das klingt lächerlich und ist es doch wieder nicht. Die Menschen bei Wyrpajew überfallen einander wie Erdrutsche, etwas Größeres, Existenzzielles bricht über sie hinein, wenn sie nur – betrunken genug – dafür die Tür öffnen: «Keiner kann uns vor der Liebe schützen» lautet ein Leitmotiv, das als Filmzitat in fast jede Szene geschnitten ist.

An den allgemeinen Rauschzustand erinnert ansonsten die projizierte Regieanweisung «Nachts. Straße. Alle heftig betrunken» und die Schiefstellung der grandiosen Bühnenscheibe mit schwarz-weißem Gitter (Bühne/Kostüme: Maria und Alexej Tregubov): kein fester Grund mehr, alle Markierungen überschritten. Ungeheuer dekorativ brechen die Betrunkenen darauf zusammen. Die Prototypen des Sinnentleerten in schwarzer Abendgarderobe, die Haare avantgardistisch-adrett toupiert, als habe man in Steckdosen gefasst. Von oben herab schweben in exklusivem, aseptischen Weiß Loft-Bars, Designer-Sofas, Zimmerpflanzen. Rein leuchtet die Oberfläche, während alles schwankt. Das Düsseldorfer Ensemble sieht dabei nicht nur extrem gut aus, sondern ist auch spielerisch in Bestform: Dirk Ossig als vom eigenen Todesurteil gehetzter Festivaldirektor ist ein Ereignis, Jennifer Frank als Prostituierte Rosa vereint bravourös Pragmatik und Melancholie, Gabriel von Berlepsch, Christian Ehrich und Wajo van Brouwer sind als Jungesellen so smart, dass es friert, die Liebenden Marta (Patrizia Wapinska) und Laura (Sarah Hostettler) wirken bei aller Schönheit erschüttert, sehnsüchtig, suchend.

Viktor Ryschakow, seit 15 Jahren der russische Uraufführungsregisseur von Wyrpajew, macht diese Sales-Manager, Banker, PR-Typen, Kultur-Fuzzis und Models in ihrem gut situierten Selbstekel zu Prototypen unserer Zeit und holt sie emotional nah heran: Zunächst sitzt das Ensemble als Orchester mit Ketten, Plastiktüten, Papierbeuteln vor der gewaltigen Bühnenscheibe und raschelt, sägt, kratzt mit konzentrierter Hingabe Alltags-Geräusche, sphärisch überhöht. Genauso kann man übrigens das Stück beschreiben. Denn über weite Stellen besteht es aus penetrant wiederholten, clownesken Endlos-Schleifen («Der Kater hat deine Mutter umgebracht») – die sich immer wieder zu bedeutsam-banal Sätzen aufschwingen wie: «Wir sind alle Gottes Körper auf Erden.»

Im Rausch wirkt manch Poesiealbum-Phrase wie universale Weisheit, sind sich Wahres und Banales zum Verwechseln ähnlich. Genauso oszilliert der Abend zwischen Bedeutsamkeit und Lächerlichkeit. Dass der Text von Wyrpajew dabei von Schauspielern und Regisseur doch an jeder Stelle ernst genommen wird, ist seine Qualität. **Dorothea Marcus**

Auf dem Foto linke Seite: SARAH HOSTETTLER, DANIEL FRIES und STEFANIE RÖSNER
www.duesseldorfer-schauspielhaus.de

FREIBURG Theater, Großes Haus

Prekariat im Paradies

Paul Brodowsky «Intensivtäter» (U),
Dirk Laucke «Seattle» (U)

Kirsten Heisig ist drei Jahre nach ihrem Tod bereits ein wenig aus der öffentlichen Erinnerung verschwunden. Dabei waren die Juristin, ihr «Neuköllner Modell» und das dazugehörige Buch «Das Ende der Geduld: Konsequent gegen jugendliche Gewalttäter» 2010 ein echter Aufreger, der durch den überraschenden Selbstmord der Jugendrichterin dramatische Züge annahm. Paul Brodowsky, der sich in seinen Stücken gerne mit Neukölln beschäftigt, hat den Lebens- und Argumentationsfaden von Kirsten Heisig nun wieder aufgenommen und aus der öffentlichen Reizfigur und persönlichen Tragik einen Bühnenstoff komponiert. Im Kern gesampelt aus Zitaten von Heisig und dem Neuköllner Bürgermeister Heinz Buschkowsky, angereichert mit einigen Autorenspekulationen über die privaten Verhältnisse der alleinerziehenden Richterin, Szenen aus einem therapeutischen Tanzseminar für Neuköllner Problemjugendliche sowie Andeutungen im Geiste der posthumen Verschwörungstheorien, nach denen Heisig ermordet wurde – durch diese überwiegend nüchternen Zutaten gelingt Brodowsky mit «Intensivtäter» ein kompaktes Recherche-stück mit stark pessimistischem Grundton.

Dass diese ernsthafte Auseinandersetzung mit Jugendkriminalität und einem um Kontrolle ringenden Staat ausgerechnet im Brave-Studenten-Paradies Freiburg in Auftrag gegeben und uraufgeführt wurde, wirkt nicht nur aus der Ferne skurril, sondern rächt sich auch vor Ort ganz fürchterlich. Denn was Regisseurin Johanna Wehner auf der großen Bühne des Theaters Freiburg mit Brodowskys Stück treibt, ist zutiefst instinktiv und beschämend. Eineinhalb Stunden allerhöchste Blödelei in geschmacklosen Trash-Klamotten verhöhnen nicht nur den jugendpolitischen Infarktpatienten Neukölln und die hier auftretenden Personen, sondern wären auch mit jedem anderen Stoff eine Zumutung. Schnappatmung, Gezappel und kindische Slapsticknummern, konsequente Lächerlichkeit und bescheuerte Verrenkungen, die mit einer gackernd im Tümpel versinkenden Jugendrichterin mit gelb-schwarz-gestreiftem Kinderballon in

der Hand ihr entwürdigendes Finale erfährt, sind reines inszenatorisches Gewaltverbrechen von Intensivtätern mit Textbuch.

Gekoppelt wurde Brodowskys Stücktod mit einer weiteren Auftragsarbeit zu prekären Lebensverhältnissen im Großstadtschungel: Dirk Laucke hat mit «Seattle» eine neue Variante seiner ausgebremsten Biografien am Straßenrand skizziert, deren Visionen von einem anderen Leben irgendwann am Behauptungs-Rost verenden. Das vermutlich lesbische Pärchen Mascha und Frances, die einen Sohn aus Frances' verunglückter Beziehung zu einem Paul aufziehen, sehen sich nach dem Bankrott von Frances' Laden für gebrauchte Kinderkleidung einem türkischen Schuldenberater vom Amt gegenüber, der nur helfen möchte. Lauckes großes Talent für sympathische Tragik und Debakel mit Resthumor entfaltet sich in einem bittersüßen Geschichten-Mix: Rückblenden in die geile «Leck-mich!»-Jugend der Frauen, bei denen ein verpasstes Konzert von Nirvana als Euphorie-Vision eine zentrale Rolle spielt (weswegen das Stück auch nach der Heimatstadt der Band heißt), kreuzen sich mit Bekenntnissen des Beamten über lauter gescheiterte Ergebnisse seiner Träume von Anständigkeit sowie der verarmten Realität der erwachsenen Frauen, deren stotternder Sohn mit zehn Selbstmord begehrt.

Auch Jan Gehler, der diesen zweiten Teil des dreistündigen Abends in einer Würfelkulisserie auf Plattenbauten (von Elisabeth Vogetseder) inszeniert, steckt in der Kostümfalle von Maren Geers, die den Amtmann in einen Superman-Anzug steckt und die lesbischen Frauen so ausstaffiert, wie man sich in Freiburg vielleicht Berliner Rüpel-Girls mit weichem Kern vorstellt: mit tätowierter Glatze und ärmellosen Schlabber-T-Shirts. Aber Gehler besitzt ungleich viel mehr Gespür, aus diesen Kasperle-Puppen realistische Erzählung zu befreien. Ohne der Farce ganz zu entkommen, erarbeitet er mit seinen Darstellern (Stephanie Schönfeld, Nicole Reitzenstein und André Benndorff) schließlich doch ein Stück glaubwürdiges Sozialpuzzle.

Deswegen sollte das Theater Freiburg vielleicht die Kostüme einem Neuköllner Schultheater spenden und Jan Gehler den ersten Teil noch einmal menschlich inszenieren lassen. Damit diese beiden hoffnungsvollen Stücktaten nicht unschuldig zu lebenslanger Peinlichkeitshaft verteilt werden. **Till Briegeleb**

Auf dem Foto: STEPHANIE SCHÖNFELD in «Seattle»
www.theater.freiburg.de

